

Jan Peter Bremer: „Nachhausekommen“

Dichter Werden im Wendland

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 20.09.2023

Als Außenseiter im Grenzland: Jan Peter Bremer hat ein Erinnerungsbuch über seine Kindheit geschrieben. Er erzählt die Geschichte eines Jungen, der zum Schriftsteller wird, und versucht sich zugleich an einem Portrait der damaligen Gesellschaft.

Auf dem Grundstück der Eltern gibt es zwei Hunde. Eine Englische Bulldogge und die Riesenschnauzerhündin der Nachbarn. Während die Bulldogge der Familie nicht schwimmen kann, macht die Riesenschnauzerhündin nichts lieber, als vom Steg in den See zu hüpfen. Wenn sie mit triefnassem Fell wieder aus dem Wasser kommt und sich zwischen den Badetüchern schüttelt, ist der kleine Junge jedes Mal erstaunt. Nicht nur, weil sich die Eltern über die vielen Spritzer ärgern. Sondern vor allem, weil der Hund ganz anders aussieht – nicht mehr groß und struppig, eher klein und erschöpft, manchmal „fast jämmerlich dünn“.

Nicht selten kann es einem bei der Lektüre von Jan Peter Bremers neuem Buch ähnlich ergehen wie jenem Jungen, dessen Geschichte Bremer erzählt. Man ist erstaunt – erstaunt, wie anders die Sprache nun aussieht und klingt. Immer noch gibt es die mehrfach verschachtelten Sätze, für die Bremer bekannt ist. Immer noch speist er seine zart dosierte Ironie in die kurzen Textabschnitte ein. Aber nun findet sich keine monomanische Erzählatmosfera mehr. Kein einsamer Fürst, kein besessen Schreibender, kein amerikanischer Investor und auch kein junger Doktorand steht im Mittelpunkt, sondern der junge Jan Peter Bremer mitsamt seiner eigenen Geschichte.

Künstlerkolonie trifft auf Vorurteile

Wobei es „Mittelpunkt“ nicht ganz trifft. Bremer inszeniert sein Portrait des Künstlers als junger Spund fast klassisch, indem er den kleinen Jungen als Außenseiter zeigt. Diese Außenposition hat zu einem nicht unwesentlichen Teil mit den Eltern zu tun. Das „Grundstück“ befindet sich am Rand eines Dorfes im Wendland, damals, Mitte der 70er Jahre, „einer der abgelegensten Landstriche Westdeutschlands“. Dort haben der Vater, ein erfolgreicher Maler, und seine Frau ein Fachwerkschlösschen gekauft und sind mit dem Jungen aus West-Berlin in die Provinz gezogen. In ihrem Schlepptau andere, meist weniger berühmte Maler, dazu Schriftsteller und Journalisten.

Dass nicht nur die Familie mit ihrem Schlösschen, sondern die ganze „Künstlerkolonie“ in dem dörflichen Zonenrandgebiet auf alle möglichen Vorurteile trifft (und genauso die eigenen gegenüber der Landbevölkerung stark macht), versteht sich fast von selbst.

Jan Peter Bremer

Nachhausekommen

Berlin Verlag, Berlin

208 Seiten

22 Euro

Ein zerrissener Junge

Bremer hat seine Sätze an den beschreibenden Rückblick geknüpft. In der ersten Hälfte des Buches gelingt es ihm immer wieder, die Zerrissenheit des Jungen spürbar zu machen. Und zugleich ein Bild der gesellschaftlichen Strukturen zu zeichnen. Hier die große Liebe zu den Eltern, dort die Scham wegen all dem, was „die anderen“ denken, und dazu die Angst, keine Freunde zu finden und ausgegrenzt zu werden.

Auch zeigt er die inneren Widersprüche auf, die das Denken seiner Eltern prägen: Trotz der progressiven linken Ausrichtung herrscht tatsächlich ein patriarchales Modell vor, der Vater verdient das Geld und die Mutter muss ihn um Haushaltsgeld bitten. Intensität verleiht Bremer seiner Sprache, indem er präsentische Momente schafft und immer wieder in den Sprachgestus der Eltern oder der Freunde hineinschlüpft.

Am Ende: endlich Schriftsteller!

Doch je länger man liest, desto dünner werden die Zusammenhänge. Die verschiedenen Stoffe, sei es die „Omi“, die aus Leipzig anreisen darf, sei es eine Anekdote aus der Künstlerkolonie, sei es ein Traumrest des Jungen, verpuffen oft einfach. Und auch die langen Sätze, die hier, anders als in Bremers Romanen, weder etwas beschwören, noch emotionale Bewegungen nachformen, verlieren ihren Sinn.

Zum Glück fängt er sich am Ende des Buches wieder. Der Eindruck der Beliebigkeit lässt nach, als der Junge etwas findet, das er kann und das ihm Spaß macht: Er denkt sich Geschichten aus – und liest sie den anderen vor. Ecce poeta!